

dtv

Warum verläßt Momo ihren Ehemann Rudolf S. und brennt mit J. R. durch? Wie legt ein kleiner Rabe einen Pfau aufs Kreuz? Was hat eine Wanderratte ihrem Volk oder vielmehr uns zu sagen? Auf solche Fragen weiß Rafik Schami sehr überraschende Antworten. Daß Märchen, Fabeln & phantastische Geschichten nicht nur zum Träumen, sondern auch zum Schmunzeln und Nachdenken anregen können, das beweist der syrische Märchen-erzähler mit scharfer zeitgenössischer Zunge – und in deutscher Sprache. Er lebt nämlich schon lange in diesem Lande. Daher kennt er auch den Meister Gnussapna (von rechts nach links zu lesen auf arabische Art) so gut, den geschäftstüchtigen Helden einer seiner Geschichten. »Seine Märchen haben nichts Erzieherisches im Sinne von Belehrung. Sie spießen Heutiges oft in satirischer Form auf und machen uns lachen. Rafik Schamis Geschichten sind die Fortsetzung von ›Tausendundeiner Nacht‹ in unserer Zeit.« (Jens Brüning im Sender Freies Berlin)

Rafik Schami, 1946 in Damaskus geboren, lebt seit 1971 in der Bundesrepublik. Studium der Chemie mit Promotionsabschluß. Heute zählt er zu den erfolgreichsten Schriftstellern deutscher Sprache. Sein Werk wurde in 22 Sprachen übersetzt. Lebt in der Pfalz.

Rafik Schami

Das letzte Wort der Wanderratte

Märchen, Fabeln
& phantastische Geschichten

Deutscher Taschenbuch Verlag

April 1987
6., vom Autor überarbeitete Auflage September 1994
10. Auflage Mai 2005
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de

Lizenzausgabe mit Genehmigung des Carl Hanser Verlags
© 1997 Carl Hanser Verlag, München · Wien
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Root Leeb
Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 3-423-10735-9

Inhalt

Der fliegende Baum	7
Knob	16
Das letzte Wort der Wanderratte	33
Der Schnabelsteher	39
Die Wahrheit über Vampire und Knoblauch	48
Wie das Salz ins Meer kam	71
Als der Meister auftrat	75
Warum Momo sich in J. R. verliebte	94
Der Drache von Malula	109

Meinem Bruder Francis

Der fliegende Baum

Auf einem kleinen Feld lebten einst ein alter, knorriger Apfelbaum und ein junger, hochgewachsener Aprikosenbaum. Sie hatten genug Platz zum Leben und standen so weit auseinander, daß keiner im Schatten des anderen leben mußte. Von Jahr zu Jahr brachte der Aprikosenbaum immer mehr Blüten hervor, und der alte Apfelbaum regte sich über seinen Nachbarn auf.

»Du trägst viel zu viele Blüten. Die Bienen haben kaum noch Zeit, die meinen zu befruchten.«

»Ich bin nun mal fleißig«, antwortete der Aprikosenbaum stolz, »und die Bienen auch. Du bist alt und taugst höchstens noch für den Ofen.«

Diese Zankereien hörten zum Ende des Frühlings hin auf, denn die emsigen Bienen hatten die Blüten beider Bäume bestäubt. Im Sommer strahlte dann der Apfelbaum.

»Was für miese Früchte trägst denn du? Es sind viel zu viele, bei der kleinsten Windböe fallen sie dir herunter. Schau her, jeder Apfel ist ein Stern. Kein Wunder, daß der Bauer euch nur noch zu Marmelade zerquetscht. Ein jämmerlicher Marmeladenheini bist du!« spottete der Apfelbaum und schaute stolz auf seine großen, rotbackigen Äpfel.

»Wasserkopf! Aus dir wird ja nur ein geschmackloser Saft gepreßt. Ein ganz billiger Saftladen bist du!«

Doch als der Herbst ins Land zog, redeten die Bäume immer weniger miteinander; denn ihre Früchte waren geerntet, und sie wußten nicht, worüber sie sich noch streiten sollten. Sie langweilten sich den ganzen Tag, bis der Winter den Herbst ablöste, dann fielen sie in tiefen Schlaf.

Eines schönen Tages im Frühjahr jedoch drängte sich ein kleiner Baum aus dem Boden ans Licht der Welt. Als erster bemerkte ihn der Apfelbaum.

»Dieser Aprikosenschuft hat heimlich einen Kern in den Boden geschlagen, und bald wird der Bauer mich abholzen und nur noch Aprikosenbäume auf seinem Land beherbergen. Ich bin alt und trage von Jahr zu Jahr weniger. Der Bauer läßt nicht einen Apfel am Boden verkommen, so daß ich mich an keinem einzigen Sprößling erfreuen kann!«

»Guten Morgen!« grüßte der kleine Baum fröhlich und erschreckte den Aprikosenbaum, der damit beschäftigt gewesen war, den Bienen den Hof zu machen.

»Guten Morgen! Wer bist denn du?« fragte dieser erstaunt zurück. Er dachte dabei im stillen, der Apfelbaum wolle den Bauern auf seine alten Tage mit einem Sproß verführen.

»Iiich? Ein Baum!«

»Ja, gut, aber was für einer?« fragten die beiden Alten im Chor.

»Das weiß ich nicht. Genügt es nicht, ein Baum zu sein?«

»Nein, du mußt etwas Bestimmtes werden! Schau, Aprikosen sind am fleißigsten. Gefallen sie dir nicht?« sprach der Aprikosenbaum schmeichelnd.

»Ja, doch«, antwortete der junge Nachbar und bekam sogleich zwei zierliche Aprikosenblätter.

»Laß dich, junger Freund, von dem Marmeladentrottel nicht einmachen. Äpfel sind das Schönste auf der Welt!« Der Apfelbaum sprach so überzeugend, daß der kleine Baum zwei Apfelblätter bekam.

»So geht es nicht! Du mußt dich entscheiden. Apfel oder Aprikose?« erboste sich wieder der andere Nachbar.

»Ich weiß es noch nicht! Ich brauche doch Zeit!« wunderte sich der junge Baum.

»Armer Trottel!« stöhnten die beiden Alten und kümmernten sich wieder um die Bienen. Der kleine Baum beobachtete die Sonne, und sie gefiel ihm, weil sie so rund und leuchtend war. Kurz vor ihrem Untergang bekam er ein rundes Blatt. Es wurde dunkel, aber der junge Baum war so aufgeregt, daß er nicht schlafen konnte. Es war seine er-

ste Nacht. Die Sterne grüßten ihn, und alsbald erkannte er, daß kein Stern dem anderen glich, jeder hatte eine andere Geschichte. Der Mond verzauberte seinen Zuhörer mit Erzählungen, bis er in der Dämmerung in Schlaf fiel.

Am nächsten Morgen staunten die Nachbarn über die vielen neuen Blätter, einige sahen wie Sterne aus, und aus dem Wipfel ragte ein kleiner Stiel, der einen grünen Halbmond trug.

»Das kann ja heiter werden«, spottete der Apfelbaum.

»Du Nichtsnutz, jeder Baum trägt nur eine Art von Blättern und kümmert sich um seine Früchte«, belehrte ihn der Aprikosenbaum.

»Warum denn? Ist es nicht wunderbar, Sterne und Monde zu tragen?«

»Nein, wozu?«

»Sie erzählen doch die schönsten Geschichten!«

»Was nutzt einem Baum das schönste Märchen. Früchte mußt du tragen.«

»Ich finde aber Geschichten sehr schön. Könnt ihr mir auch welche erzählen?«

»Das wird ja immer lustiger! Geschichten, sagst du?«

»Ja! Ihr seid doch alt genug, oder?« fragte der junge Baum.

»Ich kann keine Geschichten erzählen. Ich kann dir aber die Wahrheit sagen«, stöhnte der Aprikosenbaum.

»Und was ist die Wahrheit?«

»Die Erde ist eine große Aprikose! Das ist die Wahrheit.«

»Er lügt«, unterbrach giftig der Apfelbaum. »Das ist ein Märchen. Die Wahrheit ist, die Erde ist ein runder Apfel.«

Über diesem Streit vergaßen die beiden Nachbarn den kleinen Baum. Eine Schwalbe jagte mit graziösem Flug eine Mücke. Plötzlich sah sie den prächtigen Baum.

»Du siehst aber komisch aus. Was bist du denn für einer?«

»Ich weiß es noch nicht. Ich bin ein Baum, genügt das nicht?«

»Doch, doch! Ich finde dich toll«, rief die Schwalbe.

»Kannst du Geschichten erzählen?«

»Na, du bist vielleicht ein komischer Kerl! Aber warte, ich komme gleich mit einer Freundin zurück. Sie erzählt am besten von uns allen!« und sie flog davon.

Nach kurzer Zeit kam sie mit einer anderen Schwalbe zurück. Die kicherte erst einmal, als sie die wundersame Blätterpracht sah; denn sie hatte gedacht, daß ihre Freundin reichlich übertrieben hätte. Sie ließ sich auf einem wippenden Zweig nieder und kramte ihre schönsten Geschichten aus dem Gedächtnis hervor. Schwalben sind die besten Märchenerzähler. Sie reisen um die ganze Welt und nisten unter den Dächern der Häuser und Ställe. Sie sehen und hören viel und können sich an alles erinnern. Die Schwalbe erzählte dem jungen Baum lange über die bunte Welt, und als er am Schluß voller Bewunderung fragte, ob die Erde wie eine Schwalbe aussähe, fiel sie vor Heiterkeit fast von ihrem Zweig. Seitdem glaubte der junge Baum nicht, daß die Erde wie ein Apfel oder wie eine Aprikose aussieht.

Als der Herbst kam, verabschiedeten sich die Schwalben schweren Herzens und flogen in den Süden. Der junge Baum dachte traurig die ganze Nacht an seine Freunde, und in der Morgendämmerung entfalteten sich zwei Schwalbenblätter an seinen Ästen.

»Höre endlich auf, neue Blätter in die Welt zu setzen, der Herbst kommt«, riet ihm der Apfelbaum. Doch der kleine Baum wunderte sich nur über die Blässe, die alle Blätter der beiden Nachbarn verfärbte.

»Warum werdet ihr so bleich?«

»Das muß so sein, sonst können wir den Winter nicht überleben.«

»Warum?«

»Das war schon immer so!« rief der Aprikosenbaum, und der Wind fegte viele seiner Blätter hinweg.

»Laß deine Blätter fallen!« brüllte der Apfelbaum in den tosenden Wind.

»Ich liebe aber meine Blätter!« Der Kleine umklammerte sie trotzig und verteidigte sie verbissen gegen die Wut des Sturmes.

Der Winter zog ins Land und verbreitete eisiges Schweigen. Einsam und verlassen fühlte sich der kleine Baum. Er zitterte mehr vor Angst als vor der Kälte. Um seine Angst zu besiegen, fing er an, sich die Geschichten der Schwalben zu erzählen. »Laß uns schlafen!« schimpfte der Apfelbaum. »Früchte tragen will er nicht, aber eine große Klappe hat der junge Nachbar«, nörgelte der Aprikosenbaum, und die beiden Gegner waren sich zum erstenmal einig.

Es war ein kalter Winter, der Himmel geizte mit Regen und Schnee. Je kälter es wurde, um so mehr dachte der junge Baum an die Schwalben und träumte von ihren Geschichten.

Ermüdet und fast verdurstet erwachten die Bäume aus ihrem Winterschlaf. Sie schlugen ihre Wurzeln tief in die ausgedörrte Erde, um etwas Feuchtigkeit aufzuspüren. Ihre Zweige streckten sich weit hinauf, den spärlichen Tau aufzusaugen. Verzweifelt versuchte auch der junge Baum, seinen Durst zu stillen. Seine feinen Wurzeln stießen auf der Suche nach Wasser aber immer wieder auf die kräftigen Wurzeln seiner Nachbarn. Sie versperrten ihm den Weg, und als er sie um etwas Platz bat, riefen sie:

»Tut uns leid, Junge, wir müssen später unsere Früchte ernähren.«

Oft träumte der Baum vom Regen und von den Wolken, und seine jungen Blätter ähnelten den Bildern seiner Träume.

Die Schwalben hörten sich den Kummer ihres Freundes an, der keine Märchen mehr hören wollte. Wenn ein Baum Durst und Hunger hat, mag er keine Geschichten hören.

»Meine Nachbarn lassen mir kaum Platz. Könnt ihr mir nicht helfen?«

»Wie denn?« fragten die Schwalben besorgt.

»Ich will mit euch in den Süden ziehen, denn hier werde ich den nächsten Winter nicht überleben.«

Als die Schwalben sich im Herbst sammelten, um in den Süden zu fliegen, verabschiedete sich der kleine Baum von seinen Nachbarn.

»Was heißt hier, lebt wohl! Ein Baum reist nirgendwohin!« empörte sich der Aprikosenbaum.

»Doch! Wenn einer nichts mehr zu essen und zu trinken hat, dann reist er fort, egal ob er ein Baum oder eine Schwalbe ist.«

Der junge Baum packte mit seinen Wurzeln etwas Erde und reckte seine Zweige hoch hinauf. Hunderte von Schwalben zogen ihn aus der staubigen, trockenen Erde und flogen mit ihm davon.

»So einen verrückten Baum habe ich noch nie gesehen!« sagte der Aprikosenbaum und gähnte herzhaft, und der Apfelbaum nickte zustimmend.

Die Schwalben flogen immer höher. Sie eilten ohne Rast in den Süden. Der kleine Baum erblickte staunend Berge, Täler und Flüsse. Nach mehreren Tagen erreichten sie gemeinsam ihr Ziel.

»Wo wollt ihr hin?«

»In die Felswand dort drüben«, antworteten die Schwalben.

»Können Bäume in Felsen leben?«

»Nein, das nicht, aber du kannst dort unten im Wald leben!«

Der kleine Baum schaute sich den dichten Wald an.

»Nein! Dort gibt es keinen Platz. Trag mich hinunter zum silbernen Fluß! Dort kann ich leben.«

Die Schwalben glitten hinab und setzten den kleinen Baum sanft auf das Wasser.

»Wir werden dich besuchen!« riefen sie und flogen zu ihren Nestern in der Felswand.

Das Wasser trug den Baum hinunter bis zu einer ruhigen Flußbiegung. Erfreut über das kühle Wasser begann der

Baum, sich den Staub der weiten Reise von seinen Blättern abzuwaschen.

»Was bist du für ein komischer Fisch?« hörte er plötzlich eine leise Stimme. Ein kleiner roter Fisch starrte ihn verwundert an.

»Der liegt einfach so auf dem Wasser und schwimmt. Meine Güte, wir müssen uns abrackern, damit wir nicht umkippen.«

»Wer bist du?« drängte sich ein schwarzer Fisch vor.

»Ich bin ein Baum!«

»Ein Baumfisch? So etwas habe ich noch nie gehört!«

»Können Baumfische alle so gut schwimmen?« fragte neugierig der rote Fisch.

»Weiß ich nicht! Ich kann es«, antwortete der junge Baum verlegen.

»Bäume müssen ganz tolle Fische sein«, schwärmte der schwarze Fisch, und der junge Baum fühlte sich überglücklich. Er erzählte von seiner Reise, und nach einer Weile hörte ihm ein großer Fischschwarm zu. Viele junge Fische schwärmten davon, eines Tages zu fliegen, aber ältere Fische schüttelten den Kopf über den kleinen redseligen Baum. Ob alt oder jung, einerlei, sie lauschten seinen spannenden Geschichten und freuten sich über den neuen Nachbarn. Fische reden in der Regel wenig und hören gerne zu. Während aber der junge Baum sich wusch und den Fischen erzählte, löste das Wasser die Erdkrumen aus seinen Wurzeln.

»Ich habe Hunger«, rief er.

»Und was essen Baumfische?« fragte ihn ein kleiner roter Fisch.

»Erde und Sonne schenken mir das Leben, dafür muß ich geradestehen. Wir Bäume können nur aufrecht leben. Helft mir, bitte, meine Wurzeln in den Boden zu schlagen.« Ein großer Fischschwarm packte seine Wurzeln und zog sie in die Tiefe. Das Wasser tat das seine dazu, und nach mehreren Versuchen stand der Baum aufrecht. Er grub seine Wurzeln tief in den weichen Boden. Stolz, doch

etwas ermüdet schauten die Fische den Baum an und staunten über die vielen jungen Blätter, die wie grüne Fische aussahen. An diesem ersten Tag erzählte der Baum den Fischen Märchen bis in die Nacht hinein.

Als er erwachte, stand die Sonne bereits hoch am Zenit. Kein einziger Fisch war weit und breit zu sehen. Er rief nach ihnen, aber sie schienen seine Stimme nicht zu hören.

»Ein Pelikan lauert in der Nähe«, erklärte ihm eine Schwalbe, die vorbeisegelte und seine besorgten Rufe vernahm. »Deshalb flüchten alle Fische.«

Plötzlich fühlte sich der junge Baum an seine Einsamkeit im Norden erinnert. Eine große Wut auf den Pelikan packte ihn.

»Habt keine Angst vor dem Pelikan! Ich bin doch euer Freund!« rief der junge Baum den Fischen zu. »Solange ich in der Nähe bin, wird kein Pelikan der Welt euch auch nur eine Schuppe ausreißen.«

Erst nach mehreren Rufen wagte sich ein kleiner schwarzer Fisch aus seinem Versteck heraus.

»Hast du keine Angst vor dem Pelikan?« fragte er den jungen Baum mit dünner Stimme.

»Nein! Ich werde ihm zeigen, was ein Baum ist!« Seine Zweige peitschten das Wasser. Er kannte den Pelikan nicht, und Bäume haben keine Angst vor jemandem, den sie nicht kennen. Fische jedoch kennen den Pelikan. Deshalb wagten sich nur drei kleine Fische heraus und drückten sich eng an den Stamm ihres Freundes.

Plötzlich krachte es. Hoch aufspritzendes Wasser nahm dem jungen Baum die Sicht. Wie durch einen Schleier sah er aus dem Sprudel den Pelikan auftauchen. Die drei Fische waren verschwunden. Wütend streckte der junge Baum seine Zweige aus und packte den Pelikan am Hals. Dieser zappelte wild, konnte sich aber nicht befreien. Der Baum zog den Pelikan zu sich heran und haute ihm mit einem kräftigen Ast über den Kopf.

»Tu das nicht noch einmal! Gib sofort meine Freunde heraus!« brüllte er den erschrockenen Vogel an.

»Was geht das dich an! Du bist doch nicht ihr Vater!« krächzte der Pelikan heiser und japste nach Luft, denn die Zweige schnürten ihm den Hals zu.

»Ich bin nicht ihr Vater, doch wohl ihr Freund. Spuck sie aus!« Er schüttelte den Pelikan und gab ihm noch einen Hieb auf den Kopf.

Der Pelikan fürchtete um sein Leben. Er sperrte seinen großen Schnabel auf, und die kleinen Fische konnten ins Wasser springen.

»Kommt alle heraus und schaut euch den Pelikan an!« rief der Baum, und immer mehr Fische kamen aus ihrem Versteck. Sie lachten zum erstenmal über den Pelikan, der gefangen in den Zweigen hing und wütend mit seinen Flügeln schlug.

»Verschwinde und laß dich hier nie wieder blicken!« befahl der Baum und versetzte dem Pelikan noch einen Schlag auf den Hintern.

Die Fische sahen erfreut zu, wie der Vogel das Weite suchte.

»Es gibt kein größeres Unglück als die Freundschaft der Bäume mit den Fischen«, fluchte der Pelikan und verschwand.

Doch dieses Unglück bereitete den Fischen ein großes Vergnügen. Fröhlich tanzten sie um den Stamm ihres Freundes herum wie leuchtende Ringe. Und wer sie genau belauschte, der konnte die Fische zum erstenmal singen hören.

Knob

In einem fernen Land lebte einst ein reicher Bauer mit seinen drei Söhnen. Der älteste von ihnen hieß Snob: Er war ein gutaussehender, hochgewachsener Mann mit pechschwarzen Haaren und leuchtenden, blauen Augen. Weder die Kamele noch die Ländereien seines reichen Vaters kümmerten ihn. Er genoß den Reichtum und wanderte von einer Feier zur anderen. Seine Freigebigkeit und sein Charme verhalfen ihm dazu, bei jedem Fest im Mittelpunkt zu stehen.

Der zweitälteste Sohn Fob war das genaue Gegenteil von Snob. Er war herrschsüchtig und grob. Er feierte nie. Wie sollte er auch mit Gegnern oder Sklaven, und etwas anderes wollte Fob nicht in den Menschen sehen. Mit siebzehn Jahren war er der heimliche Herr über das Gut seiner Familie. Die Knechte und Mägde fürchteten ihn mehr als seinen Vater.

Knob, der jüngste der drei Söhne, war keinem seiner Brüder ähnlich. Er war klein und schwächling. Sein Haar war schon im Kindesalter ergraut, und so glich er eher einem alten Mann denn einem Jugendlichen. Er besaß weder den Charme von Snob, noch hatte er Fobs Grobheit.

Snob verspottete oft seinen jüngsten Bruder, der barfuß und in einem abgewetzten, grünen Gewand herum lief, als gehörte er nicht zur reichsten Familie der Umgebung. Und Fob beschimpfte Knob, weil dieser sich unter den Knechten großer Beliebtheit erfreute und zu ihnen stand, wenn Fob sie quälte.

Jahr für Jahr im späten Sommer kamen die Zigeuner ins Dorf. Sie reparierten Töpfe und Schüsseln. In den Abendstunden führten sie ihre Künste vor: Sie zauberten, jonglierten und erzählten Märchen von vergangenen Zeiten und fernen Ländern. Wann immer die Zigeuner auftauchten, fühlte Knob sich zu ihnen hingezogen. Er half ihnen,

ihre Zelte aufzuschlagen, und übernachtete bei dem alten Karam, den Knob am meisten verehrte. Karam konnte nicht nur Töpfe reparieren, Märchen erzählen und Träume deuten, er war auch ein großer Entfesselungskünstler. Erst wenn die Zigeuner weiterzogen, kehrte Knob erschöpft, aber glücklich nach Hause zurück.

Die reichen Bauern erreichten damals ein hohes Alter. An seinem fünfundsiebzigsten Geburtstag wollte der Vater ausreiten und seine Augen an seinem Besitz weiden. Sein Rappe trat ihm jedoch in die Rippen. Der alte Mann stürzte und verletzte sich am Kopf. Sein Herz schlug von Tag zu Tag schwächer, und als er anfang, häufiger von seinen Ahnen und Urahnen zu träumen, war er gewiß, daß sein Ende nahte. Er rief seine Söhne Snob, Fob und Knob zu sich.

»Ich habe euch zu mir gerufen«, sprach er mit schwacher Stimme. »Mein Ende naht. Damit meine Seele in Frieden ruht, teile ich lieber jetzt meinen Besitz unter euch auf. Was willst du, mein Sohn?« schloß der Vater mit der Frage an seinen Ältesten, wie es die Sitte vorschrieb.

Snob schaute seinen Vater traurig an. »Vater! Ich wünsche mir nichts sehnlicher, als die schönste Frau im Lande zu heiraten.«

»Ist das alles?« stöhnte der Vater in seinem Sterbebett.

»Ja, Vater!«

»Du Dummkopf! Es gibt Wichtigeres im Leben als die Weiber, aber sei es drum. Dir gehören meine Schafe, Kamele und Pferde. Nur mein liebster alter Esel bleibt im Stall. Bei diesem Reichtum und deinem großen Maul wird jede Prinzessin wünschen, dein Weib zu werden. Mögen dir Glück und Kinder beschert sein.«

Snob küßte die zitternde Hand seines Vaters und eilte hinaus. Er teilte dem Schäfer und Stallmeister mit, daß sie von nun an auf sein Wort zu hören hätten. Er gab ihnen den Befehl, zur Hauptstadt aufzubrechen. Nicht nur sein Dorf, auch die Mägde und Bauertöchter ödeten ihn an.

Der dicke Fob wartete nicht einmal, bis der Vater ihn

fragte. Kaum hatte Snob den Raum verlassen, platzte er gleich mit seinem Wunsch heraus:

»Ich, ich will der mächtigste Mann im Lande werden.«

»Du Dummkopf! Reicht es dir nicht, daß wir die Mächtigsten im Dorf sind?« zürnte der alte Vater hustend.

»Nein!« brummte Fob. »Das ganze Land muß meinem Befehl folgen!«

»Na schön, dir gehören alle meine Häuser und Felder. Nur den alten Esel läßt du im Stall. Du wirst Macht und Ruhm erringen, tue deshalb unserem Namen keine Schande an! Sei gnädig mit deinen Feinden und weitsichtig mit deinen Freunden!«

»Mal sehen!« war die lakonische Antwort des zweiten Sohnes, die er beim Hinausgehen nuschelte. Doch draußen befahl er sofort mit peitschender Stimme: »Ab heute wird hier gearbeitet! Es ist Schluß mit der Faulheit!«

Der Vater verdrehte seine Augen und stöhnte. »Vater, soll ich dir einen Tee machen?« unterbrach Knob die traurigen Gedanken des Sterbenden.

»Nein, liebster Sohn, komm zu mir, und leg deine Hand auf meinen Kopf!«

»Vater, du fieberst ja! Soll ich dir kalte Umschläge machen?«

»Laß es sein, mein Sohn. Das Eis der Erde vermag nicht das Feuer der verlorenen Jahre zu löschen. Wozu habe ich mich abgeschuftet? Der eine will ein Gockel und der andere ein Hammel werden. Was für Söhne habe ich bloß in die Welt gesetzt? Und nun zu dir, mein liebster Sohn, was wünschst du dir?«

»Vater! Nicht deine Felder will ich und nicht deine Häuser. Ich will wissen, wohin der Bach fließt, woher der Wind kommt und was die Sonne während der Nacht macht.«

»Dein Haus ist die Unruhe, dein Tag die Ungewißheit, doch in der Suche liegt dein Glück. Dir soll mein Esel gehören.«

Knob weinte bitter über die letzten Worte seines Vaters,

der seine Seele in seinen Armen aushauchte. Auf einem kleinen Karren, den er hinter den Esel spannte, fuhr er den Leichnam zum Friedhof. Zwei ältere Diener begleiteten ihn. Seine Brüder waren schon verschwunden. Der eine war auf der Suche nach der schönsten Frau, der andere auf dem Weg zur Macht im Lande.

Nach drei Tagen und drei Nächten erreichte Snob die Hauptstadt. Er ließ seine Herde vor den Stadttoren weiden und ging des Abends in das vornehmste Gasthaus. Dort fragte er nach der schönsten Frau und erfuhr, daß es die Tochter des Goldschmieds Abu Dahab sei.

Am nächsten Morgen legte Snob sein schönstes Gewand an. Mühelos fand er den Weg zum Goldschmied. Abu Dahab war der Reichste in der Stadt. Jeder kannte ihn. Nach der Begrüßung fragte der Händler den vornehmen Fremden, was sein Begehren sei.

»Dein schönstes Juwel, deine Tochter. Ich will sie glücklich machen und ihr viele Kinder schenken.«

Abu Dahab war sprachlos.

Er war ein erfahrener Händler und als solcher die direkte Art des Bauernsohnes nicht gewohnt. Zunächst wollte er den Unverschämten einfach hinauswerfen, doch die Händlerseele in ihm gewann die Oberhand, und er vergewisserte sich erst einmal, mit wem er es zu tun hatte. Snob sah ansprechend aus, und nachdem er alle seine Reichtümer aufgezählt hatte, wurde er dem Goldschmied schon viel sympathischer. Er nahm Snobs Einladung an, die Schafe, Kamele und Pferde zu besichtigen. Besänftigt rechnete er schnell die Hälfte der Herde in Goldbarren um und lächelte zufrieden.

»Gut, meine Tochter soll dein Weib werden. Das Brautgeld beträgt die Hälfte deiner Herde.«

Snob fühlte sich am Ziel seiner Träume und freute sich unermesslich. Für die verbliebenen Kamele kaufte er sich ein großes Haus im vornehmsten Viertel der Stadt, für die edlen arabischen Pferde die erlesensten und schönsten

Möbel, die er auftreiben konnte. Seinem Schäfer und seinem Stallmeister wünschte er von ganzem Herzen viel Glück bei ihrer Suche nach einer neuen Arbeit.

Die Hochzeitsfeier sollte sieben Tage und sieben Nächte dauern. Am ersten Hochzeitstag trafen sich Freund und Feind beim triefenden Hammel und genossen mit der gleichen Gier den Schmaus. Als der letzte Gast in der Morgendämmerung lallend das Haus verlassen hatte, eilte Snob voller Lust und Ungeduld ins Gemach seiner Frau. Er stieß die Tür auf und war verduzt, denn seine schöne Frau mit den langen goldenen Haaren saß auf einem kleinen Hocker vor dem Spiegel und heulte bitterlich. Als er sie nach dem Grund fragte, winselte sie:

»Der Spiegel antwortet nicht.«

»Was? Was soll der Spiegel denn antworten?«

»Seit Stunden frage ich ihn, wer die Schönste im Land sei. Er antwortet aber nicht!« schluchzte sie.

»Du bist doch die Schönste im Land«, antwortete Snob und streichelte ihr die goldenen Locken.

»Du lügst, nur um mich zu trösten. Wenn das die Wahrheit wäre, hätte der Spiegel geantwortet.«

Einen Augenblick lang glaubte Snob, daß der Wein seine Sinne benebelt hätte.

»Ein Spiegel kann doch nicht reden!«

»Doch, früher hat er immer geantwortet, wenn ich ihn fragte. Jetzt tut er es nicht. Ich bin häßlich geworden«, und sie brach erneut in lautes Gejammer aus.

Verzweifelt eilte Snob zu seiner Schwiegermutter und war über ihre Gelassenheit überrascht. Sie erzählte ihm, daß sie einen Diener hinter den Spiegel gestellt hatte, der Tag für Tag die Frage der Tochter beantwortet hatte, bis sie in den Schlaf fiel. Die erfahrene Goldschmiedegattin gab ihrem besorgten Schwiegersohn den Rat, Geduld mit ihrer Tochter zu haben.

Verschlafen und schlecht gelaunt wohnte er der Feier des zweiten Tages bei, als wäre sie seine Beerdigung. Wie sollte er erdulden, daß ein Mann das Schlafgemach seiner